Der Übersetzer

Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien

Heidelberg
Jan. - März 1997
31. Jahrgang, Nr. I

Paul Ingendaay

Genauigkeit als Passion

Kleine Lobrede auf Dieter E. Zimmer zur Verleihung des Helmut-Braem-Preises

Lieber Dieter E. Zimmer, meine Damen und Herren:

Mit dem Helmut-M.-Braem-Preis ehren wir heute nicht den Redakteur der *Zeit*, sondern den Übersetzer Dieter E. Zimmer. Wir ehren nicht den Wissenschaftspublizisten, nicht den Analytiker der Sprache und nicht den Herausgeber literarischer Gesamtausgaben. Wir ehren in Dieter E. Zimmer außerdem nicht den Leser, Schreiber, Rezensenten, Kommentator, Aficionado, den Experten, Ironiker und Aufklärer, den Verfasser von Büchern wie *Redens Arten*, *So kommt der Mensch zur Sprache* oder *Die Elektrifizierung der Sprache*. Sondern: den Übersetzer.

Aber das ist nicht wenig. Denn wir reden damit über die „einstweilige Unentbehrlichkeit des Humantranslators", wie der Geehrte es in einem Essay genannt hat, und wovon wir deshalb trotzdem reden müssen, wenn auch en passant, ist die lange Liste, die ich gerade vorgetragen habe und die für verschiedene Formen der Faszination durch Sprache steht.

Meine Damen und Herren, das Wissen, das sich in obiger Liste andeutet, schadet nicht. Der literarische Übersetzer kann gar nicht genug wissen. Es gibt für ihn keinen gesegneten Zustand der Ahnungslosigkeit, und zwar, da das Reich der Sprache keine Grenzen kennt, in keiner Beziehung. Je mehr er weiß und tut, desto klarer sein Verstand beim Übersetzen; desto mehr Rechenschaft gegenüber sich selbst; und desto mehr Verständnis für die Zwickmühlen, in die auch die besten Übersetzer immer wieder einmal geraten. Andererseits gilt: Je mehr er weiß, desto feiner die Balance zwischen äußerster Bescheidenheit und äußerstem Anspruch. Dieter E. Zimmer ist nun ein Musterfall für Vielseitigkeit, denn während er übersetzt, und zwar mit allem, was er hat, ist die Kritik des Übersetzungsvorgangs immer schon eingebaut.

Bekanntlich gibt es unter Übersetzern im eigentlichen Sinne keine Stars. Die landläufige Meinung ist immer noch: je besser der Übersetzer, desto unsichtbarer macht er sich im selben Zug, und wahr ist daran, daß er nicht aus sich selbst glänzen darf wie die Sonne, sondern nur indirekt wie der Mond. Wahr ist aber andererseits, daß sich zwischen gelungenen und mißratenen Übersetzungen unterscheiden läßt, nicht objektiv, aber doch nach Kriterien, über die zu reden und streiten sich lohnt. Hier zeigt sich aber: Das Einfachste ist das Schwierigste. Und niemand hat uns das klarer gemacht als Dieter E. Zimmer, denn er denkt nicht nur über das Problem der Beurteilung von Übersetzungen nach, er schreibt auch darüber und wagt sich dann noch mit eigenen Übersetzungen ins Freie, gewiß in der merkwürdigen Hoffnung, man verfahre so anständig und behutsam mit ihm wie er mit anderen.

Folgende Qualitäten darf man, ohne lyrisch zu werden, an Zimmers Übertragungen rühmen: Sie sind durchdacht. Uneitel. Prinzipiell belehrbar. „Wirkungsadäquat", wie der von ihm selbst benutzte Fachbegriff lautet. Und letztens: schön. Dazu in Kürze ein Beispiel. Vorher aber ein kleiner Workshop über einen der beiden indogermanischen Dialekte, aus dem Dieter E. Zimmer übersetzt, nämlich das Englische, sowie eine Abschweifung zu Herman Melville und zur Historizität von Übersetzungen.

Kaum jemand ahnt, daß von Herman Melvilles Meisterwerk *Moby-Dick* aus dem Jahre 1851 bis heute noch nicht einmal der Titel korrekt ins Deutsche übersetzt worden ist. Die Rede ist von dem Bindestrich zwischen „Moby" und „Dick". Es gibt keine Erklärung für dieses Versäumnis. Überhaupt gibt es für Melvilles Rezeptions- und Wirkungsgeschichte, die an Sonderbarkeit nichts zu wünschen übrig läßt, kaum Erklärungen.

Melville war schon mit Mitte Zwanzig durch seine Seefahrergeschichten populär, weitestgehend autobiographische Schilderungen seiner Südseereisen und des oft brutalen Lebens an Bord. Er glaubte aber nicht, mit diesen frühen Büchern das zu schreiben, was er schreiben mußte. Ausgerechnet mit seinem Meisterwerk *Moby-Dick*, das in Amerika vernichtende Kritiken erhielt, beförderte er sich kurz darauf ins Abseits. Sechs Jahre produzierte er bis 1857 noch weiter, drei Romane und seine besten Erzählungen, aber im Grunde war er bereits als Zweiunddreißigjähriger, unmittelbar nach *Moby-Dick*, gesundheitlich ein ruinierter Mann. Bevor er die Vierzig erreicht hatte, zog er sich in seine stetig kleiner werdende Privatwelt zurück, ließ Gedichte schließlich in Privatdrucken von 25 Stück herausbringen und starb völlig vergessen im Jahre 1891. In einer kargen Notiz meldete die *New York Times* den Tod eines gewissen „Henry Melville", und so, auf dieser Note, endete für seinen Nachruhm das Jahrhundert.

Die erste deutsche Übersetzung des *Moby-Dick* durch Wilhelm Strüver erschien 1927, also über siebzig Jahre nach Erscheinen des Originals, in der von Thomas Mann und Herman George Scheffauer herausgegebenen Reihe *Romane der Welt* beim Knaur Verlag. Man fand nichts dabei, daß der Text des Romans um etwa die Hälfte gekürzt war, und vielleicht sollten

---

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

mit dieser Nummer habe ich von Silvia Morawetz die Redaktion des *Übersetzers* übernommen (siehe Impressum). Ich freue mich über jedwede Beteiligung an der Gestaltung unserer Zeitschrift, sei es in Form von Texten oder auch von Anregungen oder Kritik. Beiträge, die für unsere Arbeit konkret nutzbar sind, wie z. B. Glossare, Buchtips, Werkstattberichte etc., sind besonders willkommen. Übrigens erspart es der Redaktion viel Arbeit, wenn Sie Ihre Texte - bitte auf Manuskript und Diskette - als Normseiten formatieren (mit Angabe des verwendeten Textverarbeitungsprogramms). Danke, und auf gute Zusammenarbeit!

Kathrin Razum

auch wir nicht so streng mit diesem Verfahren sein, immerhin hatte es bis dahin überhaupt keinen deutschen Wal gegeben. Die erste vollständige Übersetzung (von Margarete Möckli von Seggern für die Büchergilde Gutenberg) kam 1942 heraus, doch sie stützte sich stark auf die französische Übersetzung durch Jean Giono, und da sie ihre stilistischen Schwächen durch zahlreiche eigenmächtige Hinzufügungen wettzumachen versuchte, war ihre keine nennenswerte Wirkung beschieden.

Ein Fortschritt stellte Fritz Güttingers Übersetzung (1944) für den Manesse Verlag dar - eben jener Fritz Güttinger, der mit seinem Buch *Zielsprache* in den fünfziger Jahren eines der bemerkenswerten Kompendien zur Übersetzungstechnik schrieb. Allerdings bevorzugt Güttinger in seinem *Moby-Dick* ein eigenständiges „poetisches" Deutsch. Wenn Ishmael etwa sagt: „but that would be too long a story", übersetzt Güttinger: „Aber das ist ein zu weites Feld". Das Gegenstück dazu ist die schmucklose Übersetzung von Theresia Mutzenbecher und Ernst Schnabel für den Claassen/Goverts Verlag (1946). Ernst Schnabel war zur See gefahren, und spätere Übersetzer waren gut beraten, die nautischen Fachbegriffe von ihm zu übernehmen. Den Rhythmus von Melvilles Prosa hatte das Tandem dafür weitgehend getilgt. (Heute ist der Text als Diogenes Taschenbuch erhältlich.)

Den Tiefpunkt bildet Richard Mummendeys Übersetzung für die Deutsche Buchgemeinschaft (1954), in ihren schlechtesten Momenten eine uninspirierte Interlinear-Übersetzung, die gleichwohl - in mehreren Ausgaben des Winkler Verlags - weite Verbreitung fand. Die bisher genaueste Übersetzung stammt von Alice und Hans Seiffert, erschienen erstmals in der Diederichschen Verlagsbuchhandlung (Leipzig 1956), heute im Insel-Verlag. Danach kam vierzig Jahre nichts, und genau dort, wo wir 1956 standen, stehen wir noch heute. Man kann daraus nichts lernen, man kann allenfalls etwas daran ablesen: daß Übersetzungen ihre Schicksale haben wie die Bücher selbst und daß die Wege des Herrn unerforschlich sind.

Meine zweite übersetzungsphilologische Abschweifung betrifft die *Dubliners* von James Joyce, deren deutsche Übersetzung Dieter E. Zimmer 1969 besorgte, und wie sie mit der ersten Abschweifung zusammenhängt, werden Sie sogleich sehen. Oben, bei Melville, war von einer gewissen Abfolge der Übersetzungen die Rede, und grob läßt sich vielleicht festhalten, daß die Fehler und Schwächen einer jeden Version erst den „Fortschritt" ermöglichen, den wir hinter neuen Übersetzungen und damit abermaligen Annäherungen an einen literarischen Text gern vermuten. Jede neue, eo ipso bessere Übersetzung, so könnte man folgern, steht auf den Schultern ihrer veralteten Vorgänger. Daß dies eine vorschnelle Vermutung ist, wenn sie sich pauschal einstellt, zeigt jedoch mancher Fall in der Praxis. Hält man nämlich Zimmers *Dubliners* neben die 1994 erschienene Neuübersetzung von Harald Beck, die bei Reclam erschien, wird mehreres klar: Auf die Sprache fällt Staub wie auf uns alle; ein literarisches Werk mag zwar im Original in gewisser Weise „heutig" klingen, so wie Lessing ja oft verblüffend gegenwärtig klingt, als stünde er neben unserem Ohr, doch die Übersetzung trägt immer die Spuren der Zeit, in der (genauer: in die hinein) das Werk übersetzt wird. Insofern hat auch die neue Übersetzung der *Dubliners* der älteren voraus, daß sie für uns von vornherein vertrauter und möglicherweise vertrauenswürdiger klingt. Tatsächlich läßt sich in Zimmers Übertragung in manchem Wort und mancher Wendung das Aroma einer erheblich jüngeren Bundesrepublik schmecken - wie ja auch eine bestimmte Typographie, die Gestaltung des Umschlags und der Geruch eines besonderen Papiers manchmal eine vergangene Zeit des Büchermachens wachrufen.

Dies jedoch nicht als Nachteil, sondern als qualitativen Unterschied zu begreifen, lehrt ebenfalls Zimmer. Denn wenn das Deutsch seiner Joyce-Übersetzung das historisch ältere ist, so bewährt es sich zugleich als eines, das mehr als 25 Jahre überlebt hat. Und seine Überlebenschancen sind weiterhin gut, weil es bestimmte Fehler vermeidet. Zum Beispiel das, was Zimmer einmal die „innere Anglisierung" der deutschen Sprache genannt hat: Die Nähe des Englischen zum Deutschen ist, kulturell bedingt, so groß, daß es zu einer Vielzahl von unreflektierten Lehnbildungen kommt, die nicht nur ein möglicherweise vernünftiges deutsches Wort verdrängen, sondern ein weniger differenziertes oder schlicht unsinniges an seine Stelle setzen.

Vergleicht man bei der älteren und der neueren Übersetzung der Erzählung *The Sisters* die erste Seite, fällt zum Beispiel folgender Unterschied auf: Bei Zimmer steht für „night after night" die korrekte Entsprechung „Abend für Abend". Die neue, übrigens sehr beachtliche Übersetzung macht daraus „Nacht für Nacht" - fälschlich, wie ich finde. Doch nicht überraschend: So vieles aus dem Englischen ist uns nahe. Viel näher - dank kultureller Importe und einer gemeinsamen Wirtschafts- und Lifestyle-Sprache, die Englisch heißt -, als es das früher war. Die Folge ist, daß man sich anstrengen muß, der Verführung zur Trägheit, zur umstandslosen Eingemeindung und generell zur unbewußten Einebnung von semantischen Unterscheidungen zu widerstehen.

Aber noch etwas beeindruckt an der alten Übersetzung der *Dubliners*. Es ist der Versuch, die Differenzierungen des Joyceschen Stils im Deutschen plastisch zu machen. Etwa in diesem Satz, ebenfalls aus der ersten Erzählung: „If he was dead, I thought, I would see the reflection of candles on the darkened blind." Zimmer möchte das Verstreichen der Zeit darstellen, das in dem „darkened blind" anklingt. Also übersetzt er nicht nur „auf dem verdunkelten Rouleau", wie die neue Version, sondern: „Wenn er tot wäre, dachte ich, würde ich den Widerschein von Kerzen auf dem nunmehr dunklen Rouleau sehen."

Meine Damen und Herren, es muß jetzt endlich heraus, Dieter E. Zimmer hat als Übersetzer eine Vorliebe für Schriftsteller, denen es auf Genauigkeit ankommt - Joyce, Borges, Nabokov - und die man sogar, ohne ihnen zu nahe zu treten, als Pedanten bezeichnen darf. Diese Pedanterie, eine Hingabe an die Objektwelt, an präzise Bezeichnungen und randscharfe Bilder, ist eine Tugend, die der Übersetzer mit seinen Autoren gemein hat. Zweifellos hat er auch Sympathie für die schriftlichen Fragen des ausgewanderten Joyce an zurückgebliebene Dubliner, die Abfahrtszeiten von Zügen oder die Höhe eines Zaunes betreffend.

Lassen Sie mich ein drittes und letztes Mal abschweifen, nämlich in das selten betretene Gebiet der übersetzerischen Selbstkorrektur. Bereits 1960 lag beim Rowohlt Verlag Nabokovs Roman *Das wahre Leben des Sebastian Knight* in der Übersetzung von Dieter E. Zimmer vor, ein schöner grauer Band, den man kurioserweise auch heute noch zum erstaunlichen Preis von 18 DM bestellen kann. Kürzlich schrieb der Übersetzer im Nachwort des Romans innerhalb der Nabokov-Gesamtausgabe: „Die vorliegende Ausgabe folgt der deutschen Übersetzung von 1960. In diesem Fall aber hatte der Übersetzer Gelegenheit, seine erste, jugendlich bekümmerte Arbeit nach über fünfunddreißig Jahren noch einmal durchzusehen und zu überarbeiten - eine seltene Gelegenheit, für die er dankbar ist."

Das Bemerkenswerte ist nicht nur die Haltung, mit der Zimmer seinem alten Text begegnet, es sind auch Zahl und Qualität der Abweichungen zwischen dem Text von 1960 und dem von 1996. Man kann ins Grübeln darüber kommen, warum aus einem „meist" in der früheren Version ein „zumeist" in der neuen wurde; vielleicht eine lexikalische Vorliebe, die sich in über fünfunddreißig Jahren nahezu unbemerkt entwickelt hat; vielleicht auch eine rhythmische Notwendigkeit in dem betreffenden Satz - ein Motiv, das für Nabokov keiner weiteren Rechtfertigung bedurft hätte. Oder nehmen wir, in einer der beeindruckendsten Passagen des Romans, die beschreibenden Worte „on the ivory white of the wall above": Das klingt einfach. Aber wie weit darf man sich von der Wörtlichkeit entfernen? Die frühere Übersetzung tendierte zu etwas größerer Entfernung und wählte die Formulierung „auf dem hellen Elfenbein der Wand". Man ahnt, daß der Übersetzer hier vor allem die sklavische Nähe zur Ausgangssprache fürchtete. Inzwischen ist das

anders: Zimmer kann Nabokov gar nicht wörtlich genug nehmen. Und da er ein glänzendes Sensorium zur Vermeidung „falscher Freunde" hat, geht er so nah heran wie die deutsche Sprache es ihm erlaubt, und das heißt dann: „auf dem Elfenbeinweiß der Wand darüber".

Dies sind kleine Beispiele, einzelne Fußsoldaten, die aus Raumgründen für ein Heer einstehen müssen. Im Zweifelsfall helfen nur noch Sachkenntnis, Gespür, Wendigkeit und das Wissen um die eigenen Grenzen. Als Dieter E. Zimmer 1965 in der *Zeit* einen Übersetzerwettbewerb veranstaltete, um die ganze Bandbreite des möglichen Elends auszuloten, das von gutwilligen, aber unbedarften Leuten zu erwarten ist, schrieb er den Satz von der Überflüssigkeit aller Theorie - bei der Praxis des Übersetzens helfe sie „genausowenig wie die Thermodynamik bei der Zubereitung eines Rostbratens".

Das ist wahr. Seine größte Erkenntnis war jedoch, daß neben die, sagen wir: traditionellen Fehlerquellen wie - ich zitiere - Besserwisserei, Zensur, Flüchtigkeit, Ignorieren des Zusammenhangs, Satzhack, faule Emphase, Teutonisierung, Sprachklischees, mangelnde Sprachphantasie, direkte Rede, schiefe Bilder, Importbarrieren, Oktroyierung von Sprachmarotten, Kenntnismängel -. daß neben diese beeindruckend systematisierten Monstrositäten des dilettierenden Übersetzergemüts zwei weitere Schwächen treten, welche die entscheidenden sind. Tatsächlich haben sie am tiefsten mit der Kenntnis - oder der Verkennung - der literarischen Valeurs eines Textes zu tun. Das eine ist die, mit Zimmers Begriff, „Tiefenvermutung"; das andere die „Originalitätsvermutung". Beides verführt zu Wolkigkeit, geschraubtem Unsinn oder dichtem deutschen Wortschaum. Beides läßt darauf schließen, daß eine der wichtigsten Fähigkeiten des Übersetzers der Arbeit vorangehen müßte: den zu übersetzenden Text verstehen, einschätzen und gewichten zu können.

Wir loben Dieter E. Zimmer für sein Verständnis, seine Einschätzungsgabe, seine übersetzerische Intelligenz und seinen Common sense. Wer mitgezählt hat - der obige Katalog umfaßt sechzehn Sünden. So viele Fehlerquellen! Es muß, nicht nur aus diesem Grunde, sondern auch wegen des Armutsgelübdes, das die meisten von Ihnen abgelegt haben, einen Himmel für Übersetzer geben.

Dieter E. Zimmer

Braem-Preis-Rede
Bergneustadt 23.11.1996

Lieber Herr Ingendaay,
liebe Kolleginnen und Kollegen,

ich glaube, ich sollte in diesem Augenblick nicht nur mit vielen Worten danke sagen, schon weil ich mir dann vorkäme, als befänden wir uns hier mitten in Christoph Marthalers *Murx*, wo sie so ergreifend singen: „Danke für alle guten Freunde. Danke, o Herr, für jedermann. Danke, wenn auch dem größten Feinde ich verzeihen kann. // Danke für diesen guten Morgen. Danke für diesen schönen Preis. Danke, daß ich mich aller Sorgen nunmehr ledig weiß."

So also nicht. Ich sollte Ihnen vielmehr etwas übers Übersetzen sagen. Aber kann man Übersetzern etwas übers Übersetzen sagen, was sie nicht längst schon wissen? Auch auf die Gefahr hin, daß ich niemandem hier etwas Neues verrate, will ich ein paar Anmerkungen zu einem meiner Lieblingsthemen machen, der digitalisierten Sprache.

Der Ausgangspunkt soll eine simple Feststellung sein, nämlich: Wir können übersetzen, aber der Computer kann nicht übersetzen. Entgegen allem, was uns seit fünfzig Jahren immer wieder versprochen wird, kann der Computer noch nicht übersetzen und wird es in absehbarer Zeit auch nicht lernen. Das sage ich ganz ohne die übliche erleichterte Schadenfreude: Ätsch, kann er nicht! Sie ist schon etliche Male zuschanden geworden. Es hieß auch einmal, der Computer werde nie Schach spielen oder gesprochene Sprache „verstehen" können, und dann konnte er es doch, erst einigermaßen und schließlich besser als die meisten Menschen. Der Test wäre immer noch der, den sich Alan Turing in den fünfziger Jahren ausgedacht hat. Man stelle einen Computer in einen Raum, setze einen Menschen in einen anderen, in einem dritten nehmen die Frager Platz und stellen, zum Beispiel über eine Tastatur, ihre Testfragen. Sie wissen nicht, wer ihnen antwortet, der verborgene Mensch oder der verborgene Computer. Und wenn der Computer ihnen gleich gute Antworten gibt wie der Mensch, sie den einen also nicht mehr von dem andern unterscheiden können, dann hat der Computer den Test bestanden. Sie sprechen also zum Beispiel irgendein unerwartetes Wort ins Mikrofon, etwa „Wermutstropfen", und wenn es kurz darauf richtig ausgeschrieben auf ihrem Bildschirm erscheint und es nicht der Mensch, sondern der Computer hingeschrieben hat, dann kann man sagen, der Computer habe es „verstanden", und wenn er auf beliebige Wörter richtig reagiert: er verstehe Sprache. Es ist klar, daß Computer heute viele solcher Tests glänzend bestehen würden. Beim Schachspielen würden sie sich am ehesten dadurch verraten, daß sie für die Situation zu gut spielen.

Beim Übersetzen aber würde heute kein Computer den Turing-Test bestehen. Auch ein Mensch, der kein Übersetzer ist, würde ihn spielend schlagen. Das ist für uns beruhigend, aber warum ist das eigentlich so?

Ich denke überhaupt nicht gering von den Fähigkeiten des Computers. Ich meine auch nicht, daß er uns bei unserer Arbeit nicht von großem Nutzen sein kann. Unsere Sorgen von vor zehn Jahren haben sich von selbst erledigt. Damals fürchteten wir, die Verlage würden uns zwingen, unsere Arbeit auf Disketten abzuliefern, und wir hätten die unangenehme Mehrarbeit und sie den Vorteil. Dann kam es oft genau andersherum: Wir wollten Disketten abliefern, schon um uns die bevorstehende Arbeit des Korrekturlesens besonders bei Registern, Bibliographien und so weiter zu erleichtern, aber die Texterfassungsbüros der Verlage stellten sich verzweifelt ungeschickt an beim Umgang mit unseren Disketten. Der Computer ist inzwischen wahrscheinlich für die meisten von uns ein ganz unentbehrliches Werkzeug geworden, und wir würden auf ihn auch dann nicht verzichten, wenn die Verlage uns die vorweggenommene Texterfassungsarbeit gar nicht honorierten. Wir können uns auch vorstellen, wie er sich noch nützlicher machen könnte, zum Beispiel durch die Einbindung wirklich guter großer Wörterbücher in unsere Textverarbeitungen. Der Nutzen bestünde vor allem darin, daß wir, wenn wir irgendwo unterwegs arbeiten wollen, nicht immer einen großen schweren Koffer mit Nachschlagewerken mitschleppen müßten, also in einem erheblichen Mobilitätszuwachs. Schon heute stecke ich mir die ganze *Encyclopaedia Britannica* in die Jackentasche, wenn ich mit meinem Notebook ins Grüne oder ins Blaue fahre. Sogar Elmar Tophovens großer Traum könnte dank Computer eines Tages Wirklichkeit werden: zweisprachige Wörterbücher, in denen steht, was in normalen Wörterbüchern nicht steht, nämlich was bei schwierigen Wörtern und Wendungen Übersetzerkollegen sich haben einfallen lassen. Ich selber würde manchmal sehr gerne irgendwo nachschlagen können, wie andere Übersetzer so simple englische Adjektive wie *prim* oder *bland* oder *contingent* in verschiedenen Zusammenhängen übersetzt haben.

Darum also handelt es sich nicht: um die Nützlichkeit des Computers als Arbeitswerkzeug. Das kann er, und zwar immer besser. Aber selber übersetzen: das kann er nicht. In diesem Jahr kann sich jeder zum ersten Mal selber davon überzeugen. Zwei fortgeschrittene, hochraffinierte Übersetzungsprogramme wurden für den PC zurechtgeschneidert, das eine von IBM entwickelt (*PT*), das andere von Siemens (*METAL* alias *T1*). Bis vor kurzem kostete dieses noch 60.000 Mark und ein paar Wochen Einarbeitungszeit, jetzt kann man es für unter 600

Mark haben und braucht es sich nur noch von der CD-Rom auf die Festplatte zu laden. Ich will kurz zitieren, was beide aus dem ersten Absatz von Nabokovs *Sebastian Knight* gemacht haben:

> PT: Sebastian Ritter wurde auf der dreißig geboren-erst vom Dezember, 1899 in der früheren Hauptstadt meines Landes. Eine alte russische Dame, die aus irgendeinem obskuren Grund hat, bat mich, nicht ihren Namen zu eröffnen, zeigte mich zufällig in Paris das Tagebuch, das sie in der Vergangenheit gehalten hatte. So ereignislos waren jene Jahre (anscheinend) gewesen, daß das Sich Ansammeln von täglichen Details (das immer eine arme Methode für Selbst Preservation ist) kaum eine kurze Beschreibung vom Wetter des Tags übertraf; Und es ist neugierig, in dieser Hinsicht zu beachten, daß die persönlichen Tagebucher von Herrschern, nein, wichtig sind, was Schwierigkeiten suchen heim ihre Reiche kümmern sich hauptsächlich um dasselbe Thema.

> T1: Sebastian-Ritter war auf dem dreißigersten von Dezember 1899 geboren, in der früheren Hauptstadt meines Lands. Eine alte russische Dame, die aus irgendeinem obskuren Grund gehabt hat, erbat, ich ihren Namen nicht aufzudecken, geschehenen, um mir in Paris zu zeigen, daß das Tagebuch, das sie hatte, die Vergangenheit innen ließ. So ereignislos haben diese Jahre gewesen (angeblich) das das Sammeln täglichen Details (das ist immer eine arme Methode Selbsterhaltung) kaum übertreffen eine kurze Beschreibung vom des Tags Wetter; und es ist neugierig zur Anmerkung respektieren das die persönlichen Tagebücher von Souveränen egal was Mühen überhäufen ihre Reiche machen hauptsächlich bei dem gleichen Thema.

Wer mit Produkten der Maschinenübersetzung vertraut ist, wird vielleicht sogar beeindruckt sein. In der Tat, beide Programme haben brav versucht, ganze Sätze grammatisch zu erfassen, leider falsch, aber immerhin. Unter uns kann man es aber getrost laut sagen: Der Fall ist hoffnungslos. Das ist schlechter als vom schlechtesten Übersetzer. Das ist sogar zu schlecht, um sich redigieren zu lassen, denn an vielen Stellen läßt sich der Sinn nicht einmal erahnen. Zur Erholung darum der gleiche Absatz; vom Humantranslator ins Deutsche gebracht:

> Sebastian Knight wurde am 31. Dezember 1899 in der ehemaligen Hauptstadt meiner Heimat geboren. Eine alte russische Dame, die mich aus einem dunklen Grunde bat, ihren Namen nicht zu nennen, zeigte mir in Paris zufällig einmal das Tagebuch, das sie in vergangenen Zeiten geführt hatte. So ereignislos waren jene Jahre (dem Anschein nach) verlaufen, daß die Sammlung täglichen Einerleis (die immer eine armselige Art der Selbstbewahrung ist) kaum mehr enthielt als kurze Wetterbeschreibungen; und es ist merkwürdig, daß sich auch die persönlichen Aufzeichnungen von Staatenlenkern, welche Bedrängnisse ihre Reiche sonst auch heimsuchen, vorzugsweise an denselben Gegenstand halten.

Warum aber ist die Maschinenübersetzung so hoffnungslos schlecht? Warum versagt der Computer so jammervoll? Und wie kann man wissen, daß er auch in der vorhersehbaren Zukunft versagen wird? Die Antwort darauf findet man, wenn man fragt, was der Computer können müßte, um wenn nicht gut, so doch zumindest richtig zu übersetzen.

Erstens müßte er natürlich alle Wörter im Text kennen. Die heutigen digitalen Lexika sind winzig bis klein bis mittelgroß; aber sie können ja wachsen. Das Problem aber wäre damit nicht behoben, denn eine natürliche Sprache ist kein geschlossenes, sondern ein offenes System, und in jedem Text können jederzeit Wörter auftauchen, die es noch nie gegeben hat und die niemand voraussehen konnte.

Zweitens brauchte der Computer einen Parser, der jeden Satz bis in seinen letzten Winkel grammatisch zerlegt und auf die in ihm enthaltenen Aussagen reduziert, die dann in der Zielsprache nach deren eigenen syntaktischen Regeln und aus deren Lexikon rekonstruiert werden müßten. Für keine Sprache gibt es bisher einen Parser, der allen ihren erlaubten, also grammatikalischen Satzbauplänen gewachsen wäre. Aber Parser sind immer besser geworden, und was nicht ist, kann ja noch werden.

Das Problem wäre aber auch mit dem optimalen Lexikon und dem idealen Parser keineswegs gelöst, denn natürlich lassen sich Sprachen niemals eins zu eins ineinander übersetzen, weder lexikalisch noch syntaktisch. Einmal steht dem Übersetzungsautomaten die Pragmatik jeder Sprache im Weg. Ein Satz mag richtig sein, trotzdem sagt man so einfach nicht. Das spanische „que tal?" wäre mit „what such?" zwar richtig ins Englische übersetzt, bloß dort sagt man etwa „how are you?" Und das hätte dann auf französisch nicht „comment êtes-vous?" zu lauten, sondern „comment ça va?" Auf deutsch wiederum sagt man dafür nicht „wie geht das?", sondern „wie geht es?", und wenn man das nun wieder zurück ins Spanische übersetzte, käme jedenfalls nicht „que tal?" dabei heraus.

Ein Stück weit könnte man die Maschine natürlich auf solche pragmatischen Gegebenheiten einrichten. Ihr Hauptproblem besteht aber darin, daß Wörter und Satzphrasen notorisch vieldeutig sind, also in verschiedenen Zusammenhängen Verschiedenes bedeuten und auch unterschiedlich zu übersetzen wären. Das Computerprogramm müßte sich also laufend zwischen verschiedenen Möglichkeiten entscheiden. Es müßte in einem fort desambiguieren. Erst seine kühnen und rührenden Versuche haben uns vorgeführt, wie durch und durch vieldeutig alle Sprache eigentlich ist. Allein mithilfe linguistischer - also lexikalischer, syntaktischer und pragmatischer - Kenntnisse läßt sich keine Sprache desambiguieren. Dazu müßte die Maschine auch die Semantik beherrschen, also „wissen", was die Wörter bedeuten. Das heißt, sie müßte über die Definitionen der Begriffe verfügen, wäre aber von vornherein dadurch gehandikapt, daß sich viele Begriffe überhaupt nicht in der erforderlichen Eindeutigkeit definieren lassen, sondern vom menschlichen Geist auf ganz andere Art gebildet werden. Aber selbst die Definitionen würden ihr nicht genügen. Sie müßte außerdem alle interessanten Eigenschaften aller Dinge hinter den Begriffen kennen. Bei dem berühmten Beispielsatz des Philosophen Bar-Hillel, „the box is in the pen", müßte sie zum Beispiel wissen, wie groß ein Kasten normalerweise sein kann und wie groß ein Stift, um zu entscheiden, daß mit „pen" hier kein Stift gemeint sein kann, sondern vielleicht ein Pferch, aber auch dieses Wissen könnte unbrauchbar sein und etwas ganz anderes, Unvorhersehbares relevant; zum Beispiel die unbegrenzte Fähigkeit des Menschen, auch uneigentliche, also ironische, oder schlicht unsinnige Sätze zu bilden.

In den Zirkeln der Künstlichen Intelligenz spricht man vom sogenannten Weltwissen, das dem Computer beigebracht werden müsse. Er erwirbt es nicht von selbst. Alles muß ihm eindeutig bis ins letzte Detail vorgeschrieben werden. Das heißt praktisch, daß dem Programm mit jedem neuen Wort, jeder neuen Wendung nicht nur Dutzende von rein linguistischen Labels, Etiketts angeklebt werden müssen, sondern Labels auch für alles das, was die Menschen üblicherweise von dem betreffenden Ding wissen, obwohl sie gar nicht so recht sagen könnten, was sie von jedem Ding wissen. Jeder neue Eintrag wüchse auf diese Weise, und mancher ins Unermeßliche.

Unter Computerleuten setzt man oft auf die rohe Gewalt, also auf die wachsende Rechenleistung. In der Tat brauchte der Computer eine noch sehr viel größere Rechenleistung, um mit den möglichen Interaktionen all der Labels irgendeines Stückes Sprache fertig zu werden. Aber die bloße Rechenleistung genügte eben nicht. Es müßte ihm erst einmal vorbuchstabiert werden, was er zu berechnen hat. Darum kann eine Übersetzungsmaschine nicht eines Tages erfunden werden. Sie könnte höchstens in jahrzehntelanger Kollektivarbeit Schritt für Schritt aufgebaut werden.

Ich möchte nicht vorhersagen, ob das eines Tages geschehen wird. Vielleicht ja, denn die Menschen sind zäh, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt haben. Trotzdem würden wir alle nicht arbeitslos. Die Maschine, die es dann gäbe, könnte bestenfalls viele Sätze mehr oder weniger richtig übersetzen. Wir aber wollen nicht nur richtig übersetzen, sondern gut, und das ist etwas ganz anderes.

Manchmal neigen wir dazu, ich selber jedenfalls, unsere Arbeit für ein Handwerk zu halten, eine Art Ingenieurskunst, die nach bestimmten und keineswegs unnennbaren Regeln vonstatten geht. Wir wissen, wo wir nach Wörtern suchen und wie wir Partizipialkonstruktionen auflösen müssen, gut so. Die Sprache im Kopf aber bildet sich nicht als ein kaltes Regelwerk heraus, sondern aus jahrzehntelangen, stark emotional gefärbten persönlichen Spracherfahrungen. Die Wörter und die Satzphrasen hallen in uns wider, gewinnen einen Hof von privaten Assoziationen, nehmen Farbe und Temperatur und Geschmack an, und wir können nur hoffen, nie aber wissen, daß sie das für andere auf die gleiche Weise tun. Diese ganze sensuelle und emotionale Dimension der Sprache aber bleibt dem Computer notwendig verschlossen. Wir könnten nur selber versuchen, einiges davon zu algorithmisieren, kämen aber bald an eine unüberschreitbare Grenze. Sie besteht einfach darin, daß wir uns selber nur höchst unvollständig kennen.

Darum wird es auch noch in hundert Jahren literarische Übersetzer geben, und vielleicht kommen sie auch noch nach Bergneustadt, und einer bekommt den Preis, den ich heute bekommen habe und für den ich hiermit danke.

Josef Winiger

Dritte Übersetzerwerkstatt Deutsch und Französisch im Europäischen Übersetzerkollegium Straelen vom 22. - 26. April 1996

Will man über diese Werkstatt berichten, die nun zum dritten Mal zwölf professionelle Literatur-Übersetzer, je etwa zur Hälfte deutschsprachige Französisch-Übersetzer und französischsprachige Deutsch-Übersetzer, zusammenführte, muß man da anfangen, wo ein Bericht gewöhnlich endet, nämlich mit der Stimmung, der Arbeitsatmosphäre, die während der viereinhalb Tage herrschte: Sie war so intensiv, daß es fast keine Diskussionsleitung brauchte. Man hörte sich konzentriert zu, die Texte standen unangefochten im Vordergrund. Die Einschätzung am Schluß war einhellig: Diese Werkstatt war ein hoher Gewinn.

Meister Zufall erfand das Konzept

Es fragt sich, woran das lag. Vielleicht war schon die Zusammensetzung der Gruppe ein Glücksfall. Gewichtiger war aber wohl, daß alle Teilnehmer gestandene Profis mit langjähriger Berufserfahrung waren und das Diskussionsniveau sich auf entsprechend hohem Niveau bewegte. Auch das Spektrum der eingebrachten Texte war sehr dazu angetan, die Diskussion zu beleben, indem es eine große Vielfalt von Problemen aufwarf. Und natürlich machte die Doppelsprachigkeit die Sache wieder dreifach spannend. Dennoch lag der Grund, warum diese Tage dermaßen intensiv und fruchtbar waren, wohl noch woanders, nämlich beim Konzept dieser Werkstatt. Und das haben wir Meister Zufall zu verdanken, der ja öfter die Not zur Tugend macht: Nach einer spannenden Französisch-Werkstatt beim Esslinger Gespräch von 1988 kam der Wunsch auf, so etwas mehrere Tage lang im Übersetzerkollegium Straelen zu machen. Da niemand gewillt war, den Leiter zu spielen und spezielle Arbeitstexte auszusuchen, beschloß man, es solle jeder einfach ein paar Seiten aus der Übersetzung mitbringen, an der er gerade arbeitete, ersatzweise aus einer, die noch frisch in Erinnerung war; diese Texte wollte man gemeinsam durcharbeiten. Und das erwies sich als *die* Idee.

Im April 1989 traf sich eine erste Gruppe von einem halben Dutzend deutschsprachiger Französisch-Übersetzer. Die Erfahrung war so ermutigend, daß man der Meinung war, diese Werkstatt solle jährlich stattfinden. Und möglichst immer zum selben Zeitpunkt - während wir nämlich im Kollegium unsere Texte diskutierten, lag ein paar Häuser weiter Elmar Tophoven im Sterben; in Erinnerung an den großen Kollegen, der 1983 das erste Beispiel für eine solche Werkstatt gegeben hatte, sollte sie in der Woche seines Todestages stattfinden. Es klappte zunächst nicht jedes Jahr, doch ab 1994 wurde die Sache richtig seriös: Das neue Seminarhaus stand zur Verfügung, die Leitung des Kollegiums hatte sich um Mittel der EU bemüht, wodurch die Reisekosten erstattet und die Arbeit organisatorisch besser vorbereitet werden konnte. Vor allem ging die Werkstatt jetzt in beide Richtungen: Aus dem Französischen ins Deutsche und aus dem Deutschen ins Französische.

Die Vereinzelung durchbrochen

Meister Zufalls Konzept erwies mehr und mehr seine Stärken: Einen Ausschnitt aus einer Buchübersetzung, an der jemand monatelang gearbeitet hat, geht man ungleich ernsthafter an als einen Text, den man nur zu Übungszwecken vorgesetzt bekommt. Dieser Text der Kollegin oder des Kollegen ist ja gewissermaßen die Person selbst, die mir da am Tisch gegenübersitzt, und Respekt übt man schon aus eigenem Interesse, weil man selbst auch an der Reihe sein wird. Man möchte vielleicht annehmen, daß dies zum mißtrauischen Sich-Beäugen führt, doch in Wirklichkeit bricht sich etwas ganz anderes Bahn: Die Erleichterung, endlich nicht mehr in den undurchdringlichen Nebel hinein zu arbeiten, endlich ein Echo zu hören. Die Erleichterung, endlich Schwierigkeiten und Zweifel mit Kollegen besprechen zu können. Sich austauschen, die Faszination des Übersetzens mit anderen teilen zu können. Daß dadurch quasi als Zugabe ein ausgesprochen freundschaftliches Klima entsteht, kann den, der um die Not der Vereinzelung weiß, nicht wundern.

Dieses Durchbrechen der oft genug beklagten Vereinzelung des Übersetzers ist mit Sicherheit ein Hauptgewinn dieser Werkstatt. Um eine kurze schriftliche Einschätzung am Ende der viereinhalb Tage gebeten, hoben sämtliche Teilnehmer diesen Aspekt hervor. Zwei Beispiele:

> *Lesen heißt Alleinsein mit einem Text. Übersetzen heißt, dafür Verantwortung zu tragen, daß ein Text in einer anderen Sprache lesbar wird, ohne durch die eigene Lesart verändert zu sein. Vier Tage lang war es eine große Erleichterung und ein großer Gewinn, diese Verantwortung mit elf anderen zu teilen und dabei zu erleben, wie oft sich die persönliche Sicht bestätigt, aber auch wie nur das Einzigartige jeder Rezeption und Wiedergabe einen Text zum Leben erweckt.*

> *In unserer täglichen Praxis schwanken wir ständig hin und her zwischen dem Zweifel und der Sicherheit (der plakativen Sicherheit des Druckfertigen/Gedruckten). In dieser Werkstatt können wir am Zweifel arbeiten, ihn hinterfragen, ihn zur Dynamik werden lassen.*

Der fachliche Gewinn

Der andere Hauptgewinn, der fachliche, ist nicht minder gewichtig. Literarische Übersetzer haben in der Regel keine spezifische Ausbildung, und selbst wenn sie einen entsprechenden Studiengang absolviert haben, bleiben sie Lernende ein Leben lang. Aber auch dieses Lernen geschieht in der Vereinzelung, es besteht also ständig die Gefahr, daß die kritische Sicht dem eigenen Tun gegenüber abstumpft, daß die Routine „blinde Flecken" entstehen läßt. Kompetente Kritik wäre vonnöten - die Kritik der Kollegenrunde ist mit Sicherheit die kompetenteste.

„Keine bessere Fortbildung ist denkbar", meinte eine Teil-

nehmerin. Was die gemeinsame Arbeit an den Texten rein fachlich an Gewinn brachte, bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung, wenn man sich das Panoptikum der eingebrachten Texte vor Augen hält: Es waren ausgesprochene Klassiker dabei, wie Flauberts Briefwechsel mit Louise Colet (Cornelia Hasting), Freuds Nachlaßschrift *Psychoanalyse und Telepathie* (Bella Chabot) und Kafkas Erzählung »Der Heizer« aus *Amerika* (François Mathieu). Auch die Texte zeitgenössischer Autoren boten eine große Bandbreite: Vom eher reißerischen Roman von Christian Jacq, *Barrage sur le Nil* (Ingeborg Schmutte), über Michael Kleebergs *Barfuß* (Nicole Taubes), Sten Nadolnys *Gott der Frechheit* (Anne-Marie Geyer) und den sich als »Übersetzung« tarnenden Text von Didier Lamaison, *Œdipe Roi* (Irène Kuhn), bis hin zu autobiographischen Schriften von Nathalie Sarraute, *Tu ne t'aimes pas* (Erika Tophoven), und Stefan Heym, *Nachruf* (Françoise Toraille). Zwei Texte waren philosophisch-essayistischer Art: André Comte-Sponville, *Petit traité des grandes vertus* (Josef Winiger) und Peter Sloterdijk, *Im selben Boot. Versuch über die Hyperpolitik* (Pierre Deshusses). Schließlich hatten wir zum ersten Mal in dieser Werkstatt Lyrik: Karl Krolow, Gedichte aus *Die zweite Zeit* (Eric David).

Viermal zwei Stunden täglich detaillierteste Analyse der problematischen Stellen, genauestes Hinsehen aufs Original (Verständnisfehler haben keine Chance mehr, es sind ja immer Muttersprachler da!), Diskussion von Lösungswegen aus der Sicht ganz unterschiedlicher Erfahrungen und Kompetenzen das schärft den Blick, erweitert den Horizont, verfeinert das Gespür für die Ausgangssprache, offenbart »blinde Flecken«. Und weil die Kritik der Kollegen nicht nur kompetent, sondern auch *immer* (erstaunlich, aber es ist so!) respektvoll ist, verleiht diese gemeinsame Arbeit neuen Mut, zum eigenen, persönlichen Stil zu stehen, durch den ein Text erst lebendig wird.

Jurij Archipow, Moskau

Wörterbuch-Paradies in sonnenhaft betiteltem Örtchen

Europäisches Übersetzer-Kollegium in Straelen. Eine Stunde von Köln mit dem Zug in Richtung holländische Grenze. Dann noch zwanzig Minuten mit dem Bus. Man glaubt: Krähwinkel.

Ich habe hier drei Monate verbracht. Bis zuletzt wie am ersten Tag der Gedanke: warum habe ich so spät von der Existenz dieses Wörterbücher-Paradieses erfahren? Wie hieß es gleich bei Rilke? „... Ein sehr entlegener alter Herrensitz wurde ihm mit einem Male zur Verfügung gestellt, wo... alles Umgebende eine Gefälligkeit und Brauchbarkeit zukehrte, die seine beste Erwartung übertraf..." Mehr als das: „Wo alles wirklich genau auf ihn gewartet zu haben schien..."

Und ob : ein Bücherwurm in einem Büchergarten!

Gerade *Das Testament* von Rilke samt seinem *Florenzer Tagebuch* und einigen Kapiteln der *Wahlverwandtschaften* mußte ich in diesen drei Monaten schaffen. In der Stadt, besonders in so einer wahnsinnigen, wie Moskau, wäre es unmöglich. Hier geht es! Obwohl, Versuchungen gibt es überall.

Die erste und größte fällt sofort auf, sobald man eintritt. Die Bücher! So viele brauchbare Wörterbücher habe ich bis jetzt nirgends gesehen - weder in Weimar noch in Marbach, noch in Wolfenbüttel. Aus drei Monaten wurde - nach dreißig Jahren - noch ein Semester. Denn außer allen möglichen Wörterbüchern gibt es hier noch eine riesige Bibliothek, wo die deutsche Literatur, Literaturkunde, Geschichte, Philosophie, Theologie mächtig, aber auch andere europäische Literaturen zum Teil ausreichend vertreten sind. Die Kollektion setzt sich aus Geschenken und Nachlässen zusammen, also ziemlich zufällig. Aber was für Zufälle gibt es in der Welt der Bücher, was alles kann man in so einem Büchergarten plötzlich entdecken! Seit Jahren wollte ich zum Beispiel das - gescheiteste, tiefste, obwohl wenig bekannte - Buch von Max Brod lesen: *Heidentum, Christentum, Judentum*. Nur einmal im Jahre 1921 in spärlicher Auflage erschienen, wollte es mir niemals in die Hände gelangen. Und hier steht es ruhig - auf mich wartend - auf dem Regal!

Alte Lieblinge wie Rudolf Kassner, Hugo Ball, Josef Hofmiller, Fedor Stepun - wie vertrautes Gelände. Die Hand sucht halbmaschinell nach dem Tagesbrot - Morgenstern, Ringelnatz - und findet es sicher. Aber auch ihr junger, kaum bekannter Bruder Jakob Haringer ist da! Noch einmal George, Wolfskehl, und sich üppig aufbäumende Sekundärliteratur dazu. Aber auch schändliche Bildungslücken, die seit Jahren quälenden - von Scheffels *Eckehard* bis Fürstin Lichnowsky - waren hier leicht auszutilgen. Und die Neuentdeckung aus der - manchmal vermeintlichen - zweiten Garnitur: Paul Kornfeld etwa oder Sigismund von Radecki.

Mit einem Wort: die Versuchung! Gestrichen für die Arbeit sei der Tag, der mit der Musterung der Bücherregale beginnt. An dem Tag wartet die Schreibmaschine oder der Computer vergebens.

Aber über die besten Helfer soll man auch nicht lästern! Kein Tag verging, ohne daß ich in einem Lexikon eine passende Redewendung oder eine Klärung des linguistischen Falles gefunden hatte. Als Übersetzer folge ich stets dem Analogienprinzip in meiner Arbeit. Das heißt, ich versuche eine - stilistische - Entsprechung zu dem zu übersetzenden Autor in der eigenen Literatur, in der Muttersprache zu finden. Eine einzige Entsprechung findet sich selten, lediglich als Ausnahmefall (Roth-Babel, Bely-Broch). Viel häufiger braucht man eine Mixtur, muß man ein Gemisch vorbereiten - für die Prosa von Rilke etwa aus Annenskij, Remisow, Kusmin; für die Prosa von Goethe aus Puschkin, Karamsin, Odojewsky. Dazu braucht man die entsprechenden Bücher. Auch die - fast alle - habe ich gefunden! (Genauso wie seltene Ausgaben von russischen Futuristen, einst in Heidelberg von dem berühmten Professor Dmitrij Tschischewsky vorbereitet.)

Die Bücher sind hier so zahlreich, daß sie nicht nur Korridore und Treppenhäuser (manchmal auch Abstellkammern!) füllen, sondern auch die Wohnzimmer der gastierenden Übersetzer belagern.

Deren gibt es in dem sechsgebäudigen Komplex beinahe 30 und kein einziges gleicht dem anderen. Mal breit, mal schmal, mal majestätisch und gewaltig, mal giebelig und bescheiden, verbergen sie alle weiteren Bücherschätze einer bestimmten Rubrik. Zuerst bewohnte ich jenes mit Biographien, später dieses mit Astrologie und Naturkunde. Auch auf diesen Gebieten habe ich nun viel gelernt!

Jedes Zimmer - mit allem Nötigen von Bett und Schrank bis Schreibtisch und Computer versehen - ist wie eine private Herberge. Jeder Literat - schon dem Beruf und der Berufung nach - ist ein einsames Wesen. Aber auch ein Mensch, also *anima publica*, ein soziales Tier. Man sehnt sich nach Umgang mit seinesgleichen. Dazu - nicht nur zum Essen - dient die Küche. Abends wird da sehr häufig für alle gekocht, und wie gekocht - indonesisch, tschechisch, portugiesisch, rumänisch, dänisch, ungarisch, italienisch... Richtige Feste. Aber auch manch reguläres Abendessen endet erst im Morgengrauen. Es bedeutet, es gab was zu besprechen, zu klären - manchmal auch in heftigen Diskussionen. Der Herd, wie eh und je - das vereint. Wie auch „der Stammtisch" jeden Dienstag beim Jugoslawen.

Jeder kann in Straelen nach seiner Art leben. Eine seltene Ausgewogenheit zwischen Alleinsein und Zusammensein, zwischen Meditation und Geselligkeit, Arbeit und Spaß. Ein wahrhaftig europäisches Modell der Gemeinschaft. Man erzählt sogar, es gab hier auch Romanzen, sogar Hochzeiten wurden gefeiert in der vertrauten Küche. Mir wurde nichts dergleichen beschert. Vielleicht ein anderes Mal?

Nachruf auf Heinz Riedt

(20.8.1919 - 3. 1. 1997)

Man muß ihn erlebt haben, wie er seine Übersetzungen las, mit seinen funkelnden Augen hinter den starken Gläsern, mit seiner angerauhten Stimme, dem sehr ernsten oder wundervoll spöttischen, warmen Ausdruck um seine scharfgeschnittenen Lippen, die von tiefen, geradezu gotisch aufragenden Falten überwölbt wurden, mit welch bezwingendem Sinn für das Rhythmische er etwa Calvinos *Unsichtbare Städte* vortrug. Riedt stand ein stupendes handwerkliches Können zu Gebote, er war durchdrungen von Verantwortung für jeden sprachlichen Zug der Texte, die er aus dem Italienischen ins Deutsche übertrug, in sein Deutsch, das doch stets verbindlich, ja vorbildlich war, sich aller Interferenzen zu entledigen wußte und zugleich kompromißlos jede Anbiederung mied. Riedt hat die deutsche Übersetzungskultur um meisterliche Beiträge bereichert. Goldoni (bei Reclam), Pasolini (bei Fischer), Ruzante (leider bislang ungedruckt) waren seine Autoren auf dem Theater, Calvino, Ledda, Landolfi, Collodi die wichtigsten im Bereich der Prosa, insgesamt weit über 100 Titel (von der Lyrik hielt er sich bewußt zurück).

Ein Dossier für sich wurde Primo Levis Auschwitzbuch *Ist das ein Mensch?* Ohne Riedt hätte Levi es 1961 nicht auf deutsch erscheinen lassen wollen. Und dies hing mit Riedts Werdegang zusammen. Er war im Herzen Italiener und im Herzen auch ein Linker. In Palermo und Neapel aufgewachsen, beherrschte er das Italienische vollkommen. Während des „Stahlpakts" sollte er als deutscher Militärdolmetscher eingesetzt werden, konnte sich dem jedoch entziehen und mit einem Stipendium Politische Wissenschaften in Padua studieren. Dort kam er nach der Besetzung Italiens mit der *Resistenza* in Berührung und trat ihr unter dem Decknamen Marino bei. Dieser „Verrat" sollte ihm zeitlebens anhängen. In Westdeutschland wie in Ostberlin, wohin er 1950 ging, um am Berliner Ensemble mitzuarbeiten: Die SED bedeutete ihm, eine Aufnahme in die Partei komme nicht in Frage (immerhin erhielt er den Staatlichen Übersetzerpreis der DDR). Er ging in den Westen, doch sein tiefes Mißtrauen gegenüber den restaurativen Tendenzen der BRD blieb. All das ließ ihn das Vertrauen Primo Levis gewinnen. Der schrieb ihm den Satz: „Ich habe das deutsche Volk nie gehaßt, und hätte ich es auch getan, so wäre ich jetzt, nachdem ich Sie kennengelernt habe, davon geheilt".

Mit den Jahren häuften sich die Auszeichnungen: Premio Montecchio, Wieland-Preis, Premio Monselice und - Riedt gab zu, daß er darauf stolz war - die Ernennung zum *Commendatore* der Republik Italien. Schließlich konnte er sich einen Traum erfüllen und auf der Insel Procida vor Neapel seinen Schreibtisch aufstellen. Viel sollte dort noch entstehen, doch das Leiden war stärker: Am 3. Januar 1997 ist er, 77-jährig, auf Procida verstorben.

Hartmut Köhler

Wolf Harranth

Drum prüfe, wer sich e-wig binde

Entscheidungshilfen vor dem Launch in den Cyberspace

Ob Sie eines Internet-Anschlusses bedürfen - beruflich natürlich, Ihr Privatvergnügen ist eine andere Sache - hängt nicht davon ab, ob Sie PC-Freak oder -muffel sind, sondern von ein paar simplen Entscheidungsfragen.

Erste Runde:

• Haben Sie häufig und auf vielen Themengebieten nach Aberwitzigstem zu recherchieren?

• Sind Ihre wichtigsten LektoratspartnerInnen freischaffend tätig, meilenweit entfernt und per e-mail zu erreichen?

Sollten Sie die erste Frage ruhigen Gewissens verneinen können, genügt auch weiterhin die nächstgelege Fachbücherei, allenfalls ein CD-Laufwerk (für kluge Silberscheiben) und, im Notfall, eine e-mailierende Bezugsperson in Reichweite.

Sollten Sie auch die zweite Frage verneinen, weil Ihre Ansprechpartner allesamt im Verlagslektorat sitzen, können Sie sich Internet definitiv sparen, denn in den Lektoraten will man sich ja nicht mit elender Bildschirmarbeit die Augen verderben; daher endet der technische Fortschritt dort beim Fax.

Zweite Runde:

• Ist Ihr PC für die Reise in den Cyberspace geeignet?

Diese Fragen können Sie risikolos vorab verneinen, es sei denn, Sie hätten Ihren PC erst übermorgen gekauft. Wenn nicht, wird es Probleme geben. Suchen Sie daher in Ihrer nächsten Umgebung nach einem hilfswilligen Experten, der bereit ist, sich tage- und nächtelang mit der Konfiguration Ihres Computers herumzuschlagen. Sie erkennen solche Wesen am quadratäugigen, bleichwangig-bildschirmblassen Äußeren und ihrem Alter (meist zwischen zwölf und sechzehn). Hätscheln Sie diese Person, denn im Gegensatz zum smarten Verkäufer im Computerladen versteht sie bereits eine Menge vom Mirakel, einen an den elektronischen Kosmos zu kuppeln.

Nun aber im Ernst: Falls Ihr PC „Windows 95" kann, sind Sie aus dem Schneider. In diese Programmkrücke sind bereits einige Zusatzprothesen integriert, und wenn Sie nun auch noch ein durchaus billiges Modem dazukaufen, von dessen Existenz „Windows 95" bereits überzeugt ist (beharren Sie beim Kauf auf einem für „plug and play", sonst enden Sie bei „plug and pray"!), ist der Rest Handbuch bzw. die bei mir für ein freundliches Wort zu beziehende Kurzanweisung.

Sollte Ihr PC ein Apple oder ein noch auf „Windows 3x" geeichter sein, wird die Installation komplizierter - siehe: bleichwangiger Experte. DOS-Computer müssen Sie zu den Nippes in die Vitrine stellen und durch Neues ersetzen (oder auf Internet verzichten).

Die Weichware können Sie teuer kaufen oder, da sie allenthalben verfügbar ist, zum Nulltarif erwerben. Sie läuft unter dem Gattungsbegriff „Web-Browser" und hört meist auf den Namen „Internet Explorer" oder „Netscape". Die gesamte Fachwelt wird Ihnen nun versichern, daß Sie in Wirklichkeit viel mehr Gigabyte, Megahertz, bps und Sonstiges brauchen würden (nämlich genausoviel, wie die/der jeweilige Fachweltler zu Hause installiert hat), und das stimmt zwar, aber Sie können es seelenruhig ignorieren.

Nicht ignorieren dürfen Sie jedoch die Tatsache, daß Ihr Modem ans Telefonnetz angestöpselt werden muß, und nur falls Sie diese Hürde bereits bei der Anschaffung eines Faxgeräts genommen haben, ist in jener Steck-Dose noch ein Plätzchen frei. Anderenfalls wird Ihnen die Telekom einmal mehr teuer sein.

Dritte Runde:

• Gibt es vor Ort einen vertrauenswürdigen Provider?

Auch diese Frage können Sie getrost verneinen, es sei denn, Sie streichen das vorletzte Wort. Provider sind jene Anbieter, die Ihnen den Zugang zum Weltdorf erst ermöglichen: Sie wählen sich beim Provider ein und nützen sein Angebot. Auch wenn Sie nach Funafuti oder Kathmandu surfen, zahlen Sie nur so-

viel Telefongebühr wie die Telekom für die Leitung zum Provider fordert, im günstigsten Fall also den Ortstarif. Und außerdem zahlen Sie dem Provider pauschal für seine Dienstleistungen. Der Markt ist hart, die Konkurrenz ist groß, jeder Provider lobt sich über den grünen Klee (selbst wenn seine Gesamtausstattung aus einem einzigen Modem im Klo besteht), und die Tarifmodelle sind so unübersichtlich wie ein orientalischer Bazar.

Hier sind ein paar Faustregeln:

• Verzichten Sie auf Zwischenhändler wie CompuServe, AOL und dergleichen. Sie wollen mittenmang rein ins WWW (World Wide Web alias: welt-weites Warenangebot);
• Verzichten Sie auf „T-online", solang es eine Alternative gibt: Der Dienst ist langsam, unflexibel und unvollständig;
• Seien Sie vorsichtig bei Super-Schnäppchen von Kleinstanbietern: Bei denen sparen Sie an der Pauschale und zahlen doppelt und dreifach beim Datennuckeln;
• Schlagen Sie zu, wenn Ihnen der Provider die Möglichkeit bietet, jederzeit zu einem für Sie sinnvolleren Tarifmodell zu wechseln, und Ihnen uneingeschränkten Zugang zu e-mail, newsgroups, FTP, Telnet und WWW bietet, ebenso zu bewegten Bildern und ruckelnden Tönen (RealAudio).

Letzte Runde:
Sie haben mit Ihrem Provider einen Vertrag geschlossen und sind nun im Besitz einer eigenen e-mail-Adresse. Ihr PC wird mit der erforderlichen Software gefüttert, und Sie wählen sich via Modem bei Ihrem Provider ein. Er präsentiert sich auf dem Bildschirm mit seiner Einstiegs-Seite (Homepage).

Jetzt fehlt Ihnen nur noch das Gewußtwie für die Exkursion in die weite Cyberwelt. Ich übergebe an den bleichwangigen Experten an Ihrer Seite.

kwp@rai.ping.at (Wolf Harranth, Postfach 2, A-1112 Wien)

Arbeitshilfen (Adreßkleber und Portoersatz beilegen):
• Installation eines Modems unter Windows 95
• Installation des Web-Browsers Netscape (2.0) unter Windows 95
• Installation des Web-Browsers Internet Explorer (3.x) unter Windows 95
• Glossar (un)wichtiger Fachbegriffe und Kürzel

Für die Internet-Angeschlossenen (oder jetzt -Entschlossenen) wird Wolf Harranth an dieser Stelle künftig regelmäßig aktuelle WWW-, e-mail- und sonstige Adressen auflisten, die für unsere Arbeit von Interesse sein könnten.

red.

WWW = WER? WO? WAS?

Kleine Fundsuche im Internet

Das VLB, also das **Verzeichnis lieferbarer Bücher** in deutscher Sprache finden Sie unter:
http://buchhandel.de/cgi-bin/bksuche.exe?.opacdb=VLB+Buchkatalog&Aktion=Start
Sollte Ihnen diese Eingabe zu mühsam sein, wählen Sie bloß:
http://www.buchhandel.de
und arbeiten sich schrittweise durchs Menü weiter. Am Ziel angekommen, speichern Sie das VLB im Web-Browser als Lesezeichen bzw. Favorit ab.

Ein **Trick bei sehr langen Adressen**, wenn der Web-Browser kapituliert und die Anwahl nicht funktioniert. Löschen Sie dann schrittweise von rechts nach links jeweils ein Argument (=durch Schrägstrich getrennte Einheit), bis Sie vielleicht doch durchkommen, und arbeiten sich dann wieder ans Ziel vor.

Elektronische Literatur gibt es in Hülle und Fülle. Zum Glück bieten einzelne Adressen viele Links, was den Überblick erleichtert. Hier sind einige komfortable Startpunkte:

Die **Electronic Library** finden Sie unter:
http://www.elibrary.com

Eine freundliche Seele namens Andrea hat **Literary Links** gesammelt in:
http://www.coombs.anu.edu.au/~andrea/andrea/LiteraryLinks.html

Die **Virtuelle Bibliothek der Uni Düsseldorf** erreichen Sie so:
http://www.rz.uni-duesseldorf.de/WWW/ulb/virtbibl.html

Wolf Harranth kwp@rai.ping.at

DER ÜBERSETZER erscheint vierteljährlich. Einzelpreis DM 10.–, Jahresabo DM 28,– zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien, Friedrichstr. 15, 70174 Stuttgart. Redaktion: Kathrin Razum, Hildastr. 15, 69115 Heidelberg (verantwortlich); Renate Orth-Guttmann; Regina Peeters. Herstellung: Michael Georgi. Postgirokonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. – Druck: SATZSPIEGEL, Joseph A. Smith, Untere Straße 25, 37120 Bovenden.